

Gerhard Rechter: Die Seckendorff. Quellen und Studien zur Genealogie und Besitzgeschichte. Bd. I: Stammfamilie mit den Linien Jochsberg und Rinhofen. (Veröffentl. der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe IX: Darstellungen aus der fränkischen Geschichte; Bd. 36). Neustadt a. d. Aisch: Degener 1987. 568 S., Stammtaf., Kt.

Es gibt in Franken kaum eine Stadt, in der nicht das Wappen der Freiherren von Seckendorff zu finden ist. Auch im Gebiet des Altkreises Crailsheim waren die Seckendorff vertreten. Hier seien nur einige Beispiele angeführt: Die Herrschaft Kreßberg mit Marktlustenau als Hauptort gehörte den Seckendorff von der Linie Aberdar von 1446 bis 1545. In dieser Zeit wurde 1457 Waldtann kirchlich von Marktlustenau getrennt und selbständige Pfarrei. Auch kam es hier in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts unter Einfluß des Ansbacher Markgrafen Georg zur kirchlichen Reformation. In Erkenbrechtshausen sind die Seckendorff, ebenfalls von der Linie Aberdar, seit 1747 zunächst anteilig, später ganz im Besitz von Schloß und Herrschaft. Die Schloßgebäude befinden sich immer noch im Familienbesitz; dort wohnt Frau Erika Kohlmann, eine geborene Seckendorff-Aberdar. Durch einen Neffen wird es derzeit restauriert. 1983 starb die Unterdeufstetter Linie der Seckendorff-Gudent mit der ledigen Maria Luise Freiin von Seckendorff aus, jene Linie also, die seit 1794 im Besitz von Schloß und Dorf Unterdeufstetten war.

Nun hat sich der Nürnberger Staatsarchivrat Gerhard Rechter daran gemacht, die Genealogie und die Besitzgeschichte der Seckendorff aufzuarbeiten, ganz gewiß eine Sisyphusarbeit, für die man nicht genug dankbar sein kann. In dem vorliegenden Band wird die Stammfamilie mit den Linien Jochsberg und Rinhofen vorgestellt. 1259 erscheint das Geschlecht erstmals urkundlich. Arnold von Seckendorff tritt zusammen mit seinen Brüdern Burkard und Ludwig als Zeuge auf. Aus der Stammlinie sind die Linien Jochsberg (bei Leutershausen) und Rinhofen hervorgegangen, wozu anzumerken ist, daß die zuletzt angeführte Linie heute noch blüht. 1817 ist für den Autor das Grenzjahr seiner Arbeit. Es werden dabei nicht nur die Mitglieder der einzelnen Linien aufgeführt, sondern auch die Besitzverhältnisse dargestellt. Es ist eine gute Arbeit, die vor allem den Genealogen Stoff liefert, aber zugleich auch Einblicke in die Sozialstruktur des Untertanenverbandes vermittelt. Man kann schon auf den Folgeband gespannt sein.

H.-J. König

R Gelegen oder ungelegen. Zeugnis für die Wahrheit. Zur Vertreibung des Rottenburger Bischofs Joannes Baptista Sproll im Sommer 1938. Hrsg. v. Dieter R. Bauer. (Hohenheimer Protokolle; Bd. 28). Stuttgart: Akad. d. Diözese Rottenburg-Stuttgart 1989. 144 S.

Das Thema »Katholische Kirche unter dem Nationalsozialismus« wird bis heute in kirchlichen Kreisen wenn überhaupt, dann nur zögernd angegangen. Dies scheint nicht weiter verwunderlich zu sein, gilt doch das Versagen der katholischen Kirche unseres Landes, insbesondere das ihrer Amtsträger in den höheren Positionen als erwiesen. Ist dem aber wirklich so? Zeigen nicht die Beispiele des Bischofs von Galen in Münster, dessen Predigten gegen die Tötung von Geisteskranken ihm den Beinamen »der Löwe« einbrachten, und des Bischofs Sproll in Rottenburg, der am 10. April 1938 sich der Wahl fernhielt und sich so die Verbannung aus seiner Diözese einhandelte, zeigen nicht diese Beispiele eine andere deutsche, eine bekennende katholische Kirche? Wenn es nach dem jüngst verstorbenen Bischof von Rottenburg Georg Moser ginge, sicherlich! Er verweist katholische Jugendliche, denen, wie er sicherlich richtig meint, das Versagen ihrer Kirche im Dritten Reich zum Problem geworden ist, auf das Beispiel seines Vorgängers im Bischofsamt Joannes Baptista Sproll: »Nein, die Kirche hat nicht einfach zugesehen, was geschah. Unter der Führung des Bischofs ... leisteten Priester und Laien, Frauen und Männer den Widerstand des Gewissens gegen tyrannisierende Gewalt.« Der Bischof als Hirt seiner Schafe in den Wirrnissen einer dunklen Zeit, ist dieses Bild wirklich so wahr, daß es auch schön sein darf? Die Referenten der anlässlich des 50. Jahrestags der Vertreibung von Bischof Sproll im Juni 1988 in der Diözesan-Akademie zu Hohenheim durchgeführten Tagung hatten sich eben dieser Frage zu stellen. Wie die Herausgeber des 28. Bands der Hohenheimer Protokolle, in dem man die



Referate der Tagung abgedruckt finden kann, betonen, wollte man den »Fall Sproll« »gerecht« würdigen, d. h. »im Sinne der historischen Wahrheit richtig.« Wer also war Bischof Sproll? Wie ist seine Wahlenthaltung (Wahlverweigerung?) im April 1938, als in ganz Deutschland der Jubel groß war über den Anschluß Österreichs zu verstehen? Genauer: wie ist der Wandel zu verstehen von einem Sproll, der am 26. April 1933, also kurz nach der Machtergreifung Hitlers ohne jede äußere Not die Geistlichen seiner Diözese anwies »ihre ganze Kraft für die sittliche Erneuerung unseres Volkes in christlichem und vaterländischem Geiste« einzusetzen, von einem Sproll also, der seinen Untergebenen nicht Neutralität, sondern eine positive Grundhaltung gegenüber den neuen Machthabern abverlangte, hin zu einem Sproll, der eben diesen Machthabern die Akklamation verweigerte?

Zu Anfang der nationalsozialistischen Herrschaft war Sprolls Verhalten gegenüber den neuen Machthabern im Reich und im Land wenig auffällig. Wie seine Kollegen im bischöflichen Amt war auch Sproll um eine Politik des Ausgleichs mit den Nationalsozialisten, um eine Art kirchliches »Apeasement« bemüht. Als er am 5. Mai 1933 in Stuttgart Staatspräsident Murr und Kultusminister Mergenthaler seine Aufwartung machte, führte er u. a. aus: »Grundsätzliche Stellung der Kirche zum Staate: Anerkennung des bestehenden Staates und Unterstützung seiner Aufgabe ist selbstverständlich Gewissenssache von Klerus und katholischem Volke. Besonders dankbare Anerkennung, was der neue Staat gegen Bolschewismus, Marxismus, Schund- und Schmutzliteratur, Gottlosigkeit, Freidenkertum, Dirnenwesen, Nacktkultur, öffentliche Unsittlichkeit bereits getan hat. ... Für die Einsetzung staatlicher Machtmittel gegen das, was Staat und Religion zerstört, sind wir sehr dankbar und ich darf namens des katholischen Volkes die Zusicherung geben, daß wir der Regierung unsere volle Unterstützung leihen werden.« Töne, wie man sie zu dieser Zeit von den deutschen Bischöfen je für sich, wie im Namen des Gesamtepiskopats, privatissime wie öffentlich öfters zu hören bekam. Für die Erhaltung der kirchlichen Einrichtungen, der kirchlichen Vereine und Verbände war man bischöflicherseits bereit, sich für den neuen Staat einzusetzen, ja sogar bereit, Kritiker des Nationalsozialismus in den eigenen Reihen zu maßregeln, bereit, stillzuschweigen über die nationalsozialistische Hetz- und Vernichtungskampagne gegen Juden, Zigeuner, Homosexuelle, bereit, miteinzustimmen in die Hetztiraden gegen Kommunisten und Sozialdemokraten. So wies Bischof Sproll bereits am 20. Oktober 1933 den Landespräses der katholischen Arbeiter und Arbeiterinnen Württembergs, Müller, an, in einer aufgrund der neuen politischen Verhältnisse notwendig gewordenen Änderung der Vereinsatzung den »Führergedanken durchzuführen«. Und damit nicht genug: der Bischof empfahl »früher stark politisch hervorgetretenen Mitgliedern Zurückhaltung.« Keine Kritik aus den eigenen Reihen, der Hirt gegen die aufmüpfigen Schafe!

Erst als deutlich wurde, daß die Nationalsozialisten trotz der gegenteiligen Beteuerungen ihres Führers nicht willens waren, irgendwelche Beschränkungen ihres Macht- und Einflußanspruchs hinzunehmen, seien solche auch vertraglich im Konkordat von 1933 festgelegt, regte sich Widerstand unter den deutschen Bischöfen. Bischof Sproll war einer der ersten der die prinzipielle Unverträglichkeit von nationalsozialistischem Machtanspruch und kirchlichen Autonomiebestrebungen innerkirchlich wie außerkirchlich herausstellte. Am 6. August 1934 schrieb Sproll an den Vorsitzenden der deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Bertram von Breslau: »Lieber kein Konkordat als ein Konkordat, das nur einseitig bindet, das der vollen Rechtsgültigkeit entbehrt und dem man von vornherein die Prognose stellt, daß es von der Dynamik der Bewegung bald hinweggespült wird.« Die »Dynamik« der nationalsozialistischen Bewegung war Sproll deutlich geworden v. a. bei der Lektüre des bereits 1930 erschienenen Buchs des Nazi-Ideologen Alfred Rosenberg »Der Mythos des 20. Jahrhunderts«. Dies spätestens, als Rosenberg, dessen Buch in der These von der prinzipiellen Todfeindschaft einer auf Blut und Boden gegründeten Rassenlehre und dem Christentum gipfelt, im Februar 1934 zum Beauftragten des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung ernannt wurde. Sproll nahm Rosenberg oftmals zum Aufhänger seiner nunmehr gegen den Nationalsozialismus gerichtete-



ten Predigten. Wie später auch Papst Pius XI. in seiner berühmt gewordenen Enzyklika »Mit brennender Sorge«, brandmarkte Sproll in seinen Predigten die Rassenideologie der Nationalsozialisten als prinzipiell gottlos. Dies freilich nicht, weil diese Ideologie die Vernichtung eines ganzen Volkes, nämlich des der Juden begründete, sondern weil sich diese Rassenlehre als eine Art Gegenreligion zum Christentum und damit zu dessen Exponenten, der katholischen Kirche, entpuppte. In Sprolls Predigten, wie in den Stellungnahmen seiner Kollegen während des Dritten Reiches, wie auch in der Enzyklika des Papstes findet sich auch nicht ein Wort über die nationalsozialistische ›Politik‹ gegenüber den Juden und den Zigeunern, zu der gegenüber Kommunisten und Homosexuellen höchstens in sie unterstützender Form. Die einzige Gruppe unter den von den Nazis Verfolgten, die sich einer gewissen bischöflichen Verteidigung erfreuen durfte, waren die Geisteskranken. »Keinem zweiten deutschen Oberhirten haben die Machthaber so übel mitgespielt«, so schrieb der heutige Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz, der Mainzer Bischof Lehmann, in seiner Grußadresse an die Teilnehmer der Tagung in Hohenheim. Für sich genommen sagt diese Äußerung über das damalige Befinden Sprolls noch garnichts aus, ging es doch den meisten deutschen Oberhirten im Gegensatz zu vielen ihrer Schafe und erst recht im Gegensatz zu vielen, die – wenn sie es noch könnten – sich weigern würden zu ihren Schafen gezählt zu werden, damals so gut, daß ein bißchen »übleres« Befinden auch noch nicht schlecht gewesen wäre. Doch ist es sicherlich richtig bezüglich Bischof Sproll von einem »Leidensweg« zu sprechen, schaut man sich die Zeit seiner Verbannung (10. 4. 38 bis 12. 6. 45), im vorliegenden Band vom Sproll-Experten Paul Kopf dargestellt, genauer an. Leidensweg nicht zuletzt deshalb, weil Sproll vornehmlich unter den Amtsträgern seiner Kirche nicht jene ungeteilte Solidarität fand, »derer er bedurft und [die er] da auch verdient gehabt hätte« (die Herausgeber). Dem Handeln Sprolls sollte, so die Meinung vieler seiner Kollegen, nicht unnötig ein großes Gewicht beigemessen werden, welches sich negativ auf die Beziehungen zu den Machthabern im Staate auswirken hätte können. Aber es muß natürlich angesichts des uns von Sproll Bekannten gefragt werden, ob denn dieser selbst seinem Handeln die Bedeutung gegeben hatte, die diesem in der Reaktion der Nationalsozialisten, mit der Vertreibung aus seiner Diözese de facto gegeben wurde? War Sproll nicht nur ein oberschwäbischer Dickschädel und demnach ein Bekenner wider Willen oder zumindest wider besseres Wissen? In seinem Tagungsbeitrag »Bischof Joannes Baptista Sproll und die Friedensbewegung der 20er Jahre« ging Professor Joachim Köhler von der Universität Tübingen dieser Frage nach. In der Auseinandersetzung mit dem ›politischen‹ Sproll gelangt er zu folgendem, vorsichtig formulierten Urteil: »Daß Sproll ein solch wirksames Signal setzen wollte, muß aufgrund seiner politischen Vergangenheit, die bisher verschwiegen wurde, angenommen werden.« Ein Signal zum Widerstand gegen die Nationalsozialisten an seine Kollegen im Amt! Wengleich also Bischof Sproll sich nicht dadurch auszeichnete, daß er menschlicher gedacht und gefühlt hätte wie seine Kollegen, wengleich er so nicht imstande war, über den Horizont der eigenen Kirche und deren Interessen hinauszusehen, um dadurch die in Blick zu bekommen, denen der Nationalsozialismus wirklich übel mitgespielt hat, wengleich er sich demnach nicht im Sinne Bischof Mosers den heutigen katholischen Jugendlichen als leuchtendes Vorbild eines Hirten an der Spitze seiner Widerstand leistenden Priester und Laien anbietet, ja, wengleich er sich den Vorwurf gefallen lassen muß, diese Priester und Laien mit seiner zumindest anfänglich vertretenen Politik gegenüber den Nationalsozialisten im Stich gelassen und verraten zu haben, so kann und muß man ihm doch zugute halten, daß er, was vor allem im Vergleich zu den meisten seiner Kollegen nicht wenig ist, an entscheidender Stelle für seine Überzeugung gerade gestanden ist mit der ganzen, ihm eigenen Konsequenz.

Solch mutiges Einstehen macht Bischof Sproll zu einem Mann, über den nachzudenken sich lohnt. Daß solches Nachdenken, geschieht es, wie in unserem Fall im kirchlich-katholischen Raum, immer im Verdacht steht, der Rechtfertigung zu dienen, wo es vorgibt nur verstehen zu wollen, ist als Folge der Tatsache zu sehen, daß bislang katholischerseits ein Eingeständ-



nis des Versagens und der Schuld zur Zeit des Dritten Reiches, wie es vergleichbar evangelischerseits im Stuttgarter Schuldbekennnis vorliegt, immer noch aussteht. Nun kann man den Veranstalter wie den Referenten der Tagung in Hohenheim kaum vorwerfen, daß sie rechtfertigen wollen, wo es nichts zu rechtfertigen gibt, aber wohl, daß sie, zumindest was das Ergebnis dieser Tagung in Form der vorliegenden Hohenheimer Protokolle anbelangt, wenig getan haben, um ein Mißverständnis ihrer sicherlich lauterer Absicht zu vermeiden. Weder in den bisher genannten Beiträgen von Kopf und Köhler, noch in der Einleitung der Herausgeber, noch in den weiteren, v. a. der Einordnung des Handelns Sprolls in den zeit- wie kirchengeschichtlichen Rahmen dienenden Beiträgen von Roland Müller, Heinz-Albert Raem und Antonia Leugers wird das Schweigen der Kirche zur Judenfrage, welches auch das Schweigen Sprolls ist, thematisiert, ganz abgesehen von der Frage nach der Stellung der Kirche zu den Kommunisten, den Zigeunern, den Homosexuellen ... Ein Referat über diese grundsätzlichen Fragen hätte dabei, da der Zeitplan einer solchen Tagung ja meistens knapp bemessen ist, leicht an die Stelle des Referats von Raem (»Kirchenkampf auf Biegen und Brechen. Von der Enzyklika »Mit brennender Sorge« bis zum Reichsparteitag der Arbeit«) treten können. Raems Ausführungen über die Enzyklika Papst Pius XI. sagen nicht nur inhaltlich nichts Neues, sie tragen auch wenig zum Verständnis des bisher bereits Bekannten bei, da es ihnen an jeglicher kritischen Distanz mangelt. Sollte der historisch interessierte Leser vorliegender Schrift über diese Raem mangelnde kritische Distanz verfügen, sei ihm die Lektüre derselben empfohlen.

*C. Funk*

Martin Wein: Die Weizsäcker. Geschichte einer deutschen Familie. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1988. 575 S., III.

Wenn dieses bemerkenswerte Buch hier angezeigt wird, so geschieht dies aufgrund der Tatsache, daß sich nach dem Dreißigjährigen Krieg Niclaus Wadsacker, aus der Pfalz kommend, in der Ziegelmühle bei Neuenstein niederließ. Er sollte der Stammvater aller zwölf heute noch blühenden Zweige der Familie Wei(t)zsäcker werden. In dem einleitenden Kapitel wird der Aufstieg der Familie »von der Mühle auf die Kanzel« (in Öhringen) im 17. und 18. Jahrhundert in knapper Form dargelegt. Ausführliche Biographien widmet der Verfasser den herausragenden Persönlichkeiten der Familie: dem Theologen und Politiker Carl Heinrich von Weizsäcker (1822–1899), dem Historiker Julius Ludwig Friedrich Weizsäcker (1828–1889), dem württembergischen Ministerpräsidenten Karl Hugo von Weizsäcker (1853–1926), dem Staatssekretär und Vater des jetzigen Bundespräsidenten Ernst Heinrich von Weizsäcker (1882–1951), dem Neurologen Viktor von Weizsäcker (1886–1957), sowie den beiden Brüdern Carl Friedrich und Richard von Weizsäcker, Physiker der eine, Bundespräsident der andere. Letztere waren die prominentesten Teilnehmer am 5. Familientag der Weizsäcker im Mai 1987 in Öhringen. Dort trifft sich der weitverzweigte Familienverband alle fünf Jahre.

*M. Akermann*

Peter Johannes Schuler: Notare Südwestdeutschlands. Ein prosopographisches Verzeichnis für die Zeit von 1300 bis ca. 1520. 2 Bde. (Text- u. Registerbd.). (Veröffentl. der Kommission f. geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B; Bd. 90). Stuttgart: Kohlhammer 1987. 538 S., 272 S.

Was Peter-Johannes Schuler hier vorlegt, ist eine Arbeit von der undankbarsten Art, die die historische Forschung liefern kann: Das aus zahllosen Archiven und völlig verstreuten Quellengruppen zusammengetragene Material über die Notare des südwestdeutschen Spätmittelalters. Wie der Verfasser im Vorwort mitteilt, handelt es sich im Grunde um den in Buchform gebrachten, vielfältig erweiterten Zettelkasten, aus dem 1976 seine erste Arbeit über das Notariat entstanden ist. Normalerweise bringen Werke wie das vorliegende dem Autor jahrelange, knochentrockene Arbeit und wenig Ruhm ein. Um so mehr muß man Schuler dankbar sein, daß er dieses Kärrngeschäft auf sich genommen hat. An dem Nachschlagewerk »Schuler« wird ab sofort keiner mehr vorbeikommen, der sich mit der